

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 98 (1972)

Heft: 14

Artikel: Heiliger Geist der Kultur, Es und 1PS

Autor: Knobel, Bruno

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-510911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heiliger Geist der Kultur, Es und 1Ps

Wenn sie Mut und
Kraft besäße

Anlässlich eines Schulbesuches sah ich in einem Schulheft das Wort Fotografie rot angestrichen.

Wenn ich im Italienischen «Anfiteater» für «Amphitheater» sprechen höre, so überkommt mich eine barbarische, aber innige Seligkeit. Das ist nun ein Volk, das systematisch alle griechischen th und ph, deren Vernachlässigung uns in der Schule wie eine Todsünde gegen den heiligen Geist der Kultur dargestellt wurde, einfach in t und f vereinfacht. Und dieses Volk ist dasselbe, welches uns den Geist der antiken Kultur wiedergeschenkt hat. Es scheint also, daß die pünktliche Nachschreibung griechischer Namen und griechischer Geist doch etwas weiter voneinander entfernt ist, als unsere humanistische Scholarchie aus dritter Hand meint. Die Fehler einer Generation werden zu Regeln für die Nachkommen: wir strafen den Gymnasialschüler, welcher «Xerxes» oder «Ahasverus» unrichtig schreibt, während diese Worte doch ihrerseits nichts anderes sind als griechische und lateinische Verballhornungen persischer Namen. In griechischem Geist handelt der, welcher sich um die Rechtsprechung und Rechtschreibung fremder Namen einen Kuckuck kümmert.

Es stände besser um unsere deutsche Sprache, wenn sie wieder wie ehedem und wie das Italienische von heute den Mut und die Kraft besäße, unbekümmert um die Gelehrtheit, die Fremdwörter barbarisch, aber mundgerecht zurechtzustutzen. Schreibe ich dagegen «Bacchus» und «Sappho», nachdem die deutsche Sprache schon glücklich über diese alphabetischen Ungeheuer weggeschritten ist, so mache ich mich einfach des Dünkels schuldig. «Seht es und hört es, ihr Völker, ich weiß, daß im Griechischen noch ein k vor dem ch und ein p vor dem ph gestanden hat.» Eine wichtige Weisheit! und eine feine Ueberlegenheit! Da tut mir die italienische «Sinfonie» in der Seele wohl, welche zwar zwei schauerliche orthographische Schnitzer enthält, aber der Welt die Instrumentalmusik geschenkt hat.

Das unglückliche Dasselbe

In einem Nekrolog für den jüngst verstorbenen C. F. Vaucher las ich: «Sein größtes Hobby war das Kochen; sein Leben war nicht zu denken ohne es.»

Schön. Dahin sind wir also glücklich gelangt. «Ohne es.» Der Verfasser wollte natürlich sagen: «ohne dasselbe»; aber das wagte er nicht, weil er voraussah, kritische Prügel zu erhalten, wenn er sich das verfemte Wörtchen, gegen welches seit einigen Jahren eine bissige Hetzjagd im Schwang ist, zuschulden kommen ließe.

Nämlich es wird nachgerade eine förmliche Seuche. Einer nach dem andern springt auf die Kanzel, um uns im größten Prophetenton dieses oder jenes harmlose Wort der täglichen Sprache, das bisher jedermann unbedenklich gebraucht, verleiden, nein, verbieten zu wollen. Das fing, wenn ich nicht irre, mit «voll und ganz» an und fräß nun weiter, bis schließlich nichts als die vollsaftigsten Hauptwörter und Eigenschaftswörter im Satz stehen bleiben werden.

Ich will «voll und ganz» nicht verteidigen, weine ihm auch keine Träne nach. Immerhin, wenn Gottfried Keller jeden einen Esel nannte, der «voll und ganz» schreiben könne, so erinnere ich mich eines berühmten Professors des Deutschen, der jeden einen Pfuscher hieß, der «nun aber» schreibt. Gottfried Keller schreibt nun aber «nun aber» mit wahren Behagen: ist er «nun aber» deshalb wirklich ein Pfuscher? Also bitte etwas weniger zuversichtlich! Ich mache mich anheischig, eine Unmenge armer, kleiner, hilfloser Hilfswörter zu bezeichnen, die man mit gutem pedantischem Willen «Unsinn» und mit guter pädagogischer Grobheit «Eseleien» nennen kann. In der Tat, wenn das so weitergeht, wer steht uns dafür, daß nicht irgend ein Eiferer nach zehn oder zwanzig Jahren Anstoß an dem Worte «auch» oder «plötzlich» oder «damit» nimmt und dann in wütendster Stimmung nachschnüffelt, wie oft einer von uns das scheußliche Wort verübt habe.

Gegenwärtig ist es namentlich das unglückliche «derselbe», das da

herhalten muß. Ich habe mich schon lange darauf gefreut, was für verblüffte Mienen die Herren schneiden werden, wenn sie endlich vor die Tatsache stoßen, daß unsere allerersten Dichter das Wort «derselbe» mit Vorliebe gebrauchen. Die Tatsache steht fest: Goethe, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer haben sich nicht im mindesten besonnen, «derselbe» für «er» und «dasselbe» für «es» zu setzen. In meiner Naivität zog ich daraus den Schluß, wenn Sprachmeister ersten Ranges ein Wort gerne in den Mund nehmen, so werde das Wort wohl kein so sträflicher Unsinn sein. Es scheint, daß dieser Schluß unrichtig ist. Wie wir neuestens in einer Abhandlung lesen konnten, soll zwar einerseits an sich das Wort «derselbe» allerdings ein unverzeihlicher Unsinn sein, dagegen soll es anderseits wieder einen Beweis für die Genialität Gottfried Kellers abgeben, daß er das unsinnige Wort benützte. Wenn das nicht byzantinische Scholastik ist, was ist byzantinische Scholastik? Entweder oder. Entweder ist «derselbe» wirklich ein scheußliches, unverantwortliches Wort, dann muß man sagen: es bleibt zu bedauern, daß Gottfried Keller seinen Stil damit verunstaltet hat; oder man muß sagen: es kann nicht so schlimm mit diesem papiernen Wort stehen, da es Gottfried Keller gebraucht hat, mit dessen Sprachgefühl es doch nicht so übel bestellt war. Von Wahrheiten, hinsichtlich deren (o weh: «hinsichtlich»), das ist auch verpönt, wenn ich mich nicht täusche) es ein Beweis von Größe sein soll, wenn man sie umstößt, will ich überhaupt nichts wissen. Ich sage mir, es kann möglicherweise auch ein Beweis von Gedankengröße sein, wenn wir diese ganze Prophetenweisheit für nichts achten.

Woher haben wir denn das Wort «derselbe»? Wer hat dieses Wort in den papiernen Stil eingeführt? Etwa Kaufleute, Richter, Großräte, Advokaten, Kanzlisten und ähnliche Sprachmörder? Durchaus nicht, sondern unsere Professoren und Sprachgelehrten. Wackernagel vor allem, der große Germanist, der doch auch Deutsch konnte, war ein bereuter Fürsprecher des nun so angefeindeten Wörtchens. Wackernagel lehrte: Jedes persönliche Fürwort, das sich nicht auf das Subjekt bezieht, darf, und wenn Subjekt und Objekt dasselbe Genus haben, muß mit «derselbe» vertauscht werden. Ferner: Jedes «es» ohne Ausnahme, das nicht unpersönlich ist («es» regnet), sondern sich auf ein Ding oder eine Person bezieht, muß in «dasselbe» verwandelt werden. «Ohne es» hätte er als einen haarsträubenden Fehler mit zwei Ausrufungszeichen versehen. Und mit Recht. Denn «ohne es» ist nicht deutsch. Das Volk sagt «ohne ihns», der Gebildete «ohne

dasselbe». Und jetzt plötzlich soll es sträflicher Unsinn sein, das Wort «derselbe» nur in die Feder zu nehmen? ...

PS. Weder der Elefant noch ohne es hätten mich – obwohl ich beim Lesen gestutzt habe – veranlassen können, mich sprachkritisch zu äußern. Im obigen Text stammen denn auch (oder «nun aber») nur die Titel und die beiden *kursiv* gesetzten einleitenden Sätze von mir. Das übrige hat Carl Spitteler geschrieben, nämlich die erste Glosse im Jahre 1892 und die zweite 1897. Und gedruckt habe ich sie gefunden im 1965 beim Artemis erschienenen Band «Klassiker der Kritik. Carl Spitteler».

Tröstlich, daß man sich schon vor rund 80 Jahren mit Elefanten und ohne es herumgeschlagen hat. Und erfreulich, daß Spitteler dennoch den Nobelpreis erhielt.

Umkehrung eines Sprachbildes

Bis heute war es möglich, die rasch fortschreitende Überbauung unseres Landes mit dem Ausdruck zu beschreiben: «Die Häuser schießen aus dem Boden wie die Pilze.» Jedermann wußte, wie rasch Pilze nach warmen Regengüssen in Wald und Flur aus dem Boden wachsen.

Wenn die Häuser aber weiterhin aus der Erde schießen wie die Pilze, kommt bald die Zeit, da es keine Felder und keine Wälder mehr gibt. Der Ausdruck von den Pilzen wird dann für unsere Nachfahren völlig unverständlich, weil sie keine mehr zu sehen bekommen, und sollten sie beim Leben alter Schmöker doch noch auf das Wort «Pilz» stoßen, so wird man es ihnen so erklären müssen: «Pilze – das waren Gewächse, die früher in der unüberbauten Natur wie die Häuser aus dem Boden schossen!»

Röbi



Us em
Innerrhoder
Witz-
tröckli

En Handbueb het uf de Stroob d Chüe ossenand trebe ond het de zue luut gflueched. Grad hets de Pfarer ghöt ond het dem Bueb Vorhaaltige gmacht. «Jo, Herr Pfarer, mit em Betbuch het i d Chüe emol nüd ossenand procht», säät de Bueb.

Hannjok